

DAS OPFER. **Erzählung**

Alfred Reitz

Dort, wo die Straße in beträchtlicher Steigung die Höhe erreicht, liegt die Brandtsche Kolonie. Im Grün eines Orangenhaines eingebettet, liegt breit und behäbig das massive Wohnhaus. Hinter ihm, ein offenes Viereck bildend, der Maisschuppen, der Wagen- und Geräteschuppen und die Ställe. Deutschländer, die später zugewandert waren, nannten die Kolonie nach dem Vornamen des Altbesitzers den Martinshof. Aber die Bezeichnung Hof für Kolonie bürgerte sich bei den Kolonisten nicht ein. Sie schien ihnen hoffärtig, es blieb bei der Kolonie.

Unweit des Wohnhauses, dicht an der Straße, stand ein weitausladender Nußbaum, unter ihm eine rohgezimmerte Bank. Von dort hatte man einen weiten Blick über das Land, die Höhen und die Täler, bis weithin, wo alles in eine dunkle Linie am fernen Horizont verschwamm. Als Martin Brandt vor mehr als vierzig Jahren zuwanderte und dort, wo heute der Maisschuppen steht, seine erste Hütte errichtete, war weithin alles Wald gewesen. Brandt war der erste, der sich auf dem kürzlich vermessenen Land niederließ. Der letzte Nachbar wohnte zwei Reitstunden weit zurück und nach vorn war nur Wald. Jahre lang blieb er der einzige Bewohner, dann kamen allmählich andere zugewandert, junge Paare, die in der Pikade, in der sie aufwuchsen, keine Kolonie mehr erwerben konnten. Die Waldkolonien hier waren billig, wenn auch ihre Billigkeit durch das Fehlen jeglicher Straße wieder aufgehoben wurde. Aber mit wachsender Zuwanderung, und sie wurde mit jedem Jahre stärker, wurde aus dem Reitpik eine Fahrstraße. In freiwilliger Arbeit bauten sie die Kolonisten, anfänglich nur schmal, um sie aber alljährlich zu verbreitern. Heute konnte sie auch von der größten Frachtfuhre, die mit sechs Mulen vor der Deichsel ging, befahren werden und gestattete an bestimmten Stellen ein Ausweichen. Viele, viele Arbeitstage steckten in dieser Straße, vieler Schweiß war um sie vergossen worden, und doch blieb sie ein Kreuz für die Fuhrleute. Die Steigung betrug an manchen Stellen an die zwölf Prozent, eine Folge davon, daß einfach der Reitpik verbreitert und die Straße nicht planmäßig angelegt worden war. Und dabei herrschte auf der Straße ein reger Frachtverkehr. Bis an die Hänge der Serra war heute alles besiedelt, fast zwei Tagereisen weit. Vor jeder Wahl wurde den Kolonisten die Umlegung der steilen Stellen versprochen; war die Wahl vorbei und die Gewählten in Amt und Würden, dann blieb alles wieder beim alten.

Martin Brandt saß unter dem Nußbaum und schnitzte eifrig an einem Ochsenjoch. Ab und zu ließ er das Schnitzmesser ruhen und sah nach dem Stand hinüber, der seine Bienen beherbergte. In zwei Reihen übereinander standen die Kästen. Das lebhaftes Summen der Bienen drang bis zu ihm hinüber. Eine reiche Tracht schien in Aussicht zu stehen, wenn das Wetter keinen Strich durch die Rechnung machte. Ueberreich hatten Pfirsich, Pflaumen und die Orangen geblüht. Heute morgen hatte er die Kästen abgehört und das ungewöhnliche Summen in einigen ließ vermuten, daß die Bienen sich zum Schwärmen vorbereiteten. Daher hatte er sich heute hierher gesetzt, um zur Stelle zu sein, wenn ein Schwarm den Stock verließ. Wassereimer mit Spritze und Einschlagkasten standen bereit, um den Schwarm zu "verhaften".

Martin Brandt war immer stolz auf seinen Besitz, die vierzig Hektar große Kolonie, gewesen. Seine ganze Lebensarbeit hatte ihm gegolten, doch die Mühe, die er in den vielen Jahren auf ihn anwandte, hatte sich auch gelohnt. Eine zahlreiche Kinderschar war auf dem Besitz groß geworden und er hatte ihnen noch so viel mitgegeben, daß sie auf neuer Scholle wieder anfangen konnten, leichter anfangen, als es der Alte getan

hatte. Aber als sich vor zehn Jahren über seine Frau der Hügel wölbte, da war auch er müde geworden und legte die Last auf jüngere Schultern. Doch ging es nicht nach Wunsch. Es war ausgemacht, daß Gottfried, der Jüngste, die Wirtschaft übernehmen und heiraten sollte. Ohne eine Frau im Haus war eine Koloniewirtschaft nicht zu führen. Da starb dessen künftiger Schwiegervater und, statt die väterliche Wirtschaft zu übernehmen, übernahm er die seines Schwiegervaters, der außer seiner Tochter keinen Leibbeserben hinterließ. Mit seinem Vater kam er überein, daß der älteste, Heinrich, die Wirtschaft übernahm. Nur mit schwerem Herzen willigte der Alte ein. Aber einer mußte die Wirtschaft weiterführen. Und da war Heinrich, mit großer Familie, ohne eine Existenz.

Dessen Leben war bisher nur eine Kette wirtschaftlicher Fehlschläge gewesen. Interesse für die Koloniewirtschaft hatte er schon in der Jugend nicht gezeigt. Es war ihm in den Kopf gestiegen, der beste Schüler in der Pikadenschule gewesen zu sein. Brandt gab seinen Bitten nach und gab ihn in die Venda von Bergmann in die Lehre. Eines Tages ereignete sich eine häßliche Geschichte. Brandt ersetzte den Schaden, den sein Sohn seinem Lehrherrn in jugendlichem Leichtsinn zugefügt hatte. Mit dem Weiterlernen dort war es aus. Heinrich kam in ein Geschäft in der Munizipalvilla. Er hielt sich ordentlich. Nachdem er sein Jahr beim Militär abgedient hatte, heiratete er eine der zahlreichen Töchter seines Lehrherrn und blieb in dessen Geschäft. Dann gab es Mißhelligkeiten, er trat aus und eröffnete in der Povoação Santa Clara ein eigenes Geschäft. Er brachte seinen Vater dazu, eine größere Summe beizusteuern. Auf diese Weise erhielt er vor seinen Geschwistern sein Erbteil. Einige Jahren schien es ganz gut zu gehen, da brannte eines Nachts die Venda ab, ohne daß etwas Nennenswertes gerettet wurde. Im geheimen wurde von Brandstiftung gemunkelt, ein Beweis war aber dafür nicht zu erbringen. Nun meldeten sich die zahlreichen Gläubiger. Die Höhe ihrer Forderungen war derart, daß Heinrich Brandt sie niemals hätte befriedigen können, auch wenn die Venda nicht abgebrannt und er selbst seine Forderungen restlos eingebracht hätte. So konnten sie sich nur an dem Grundstück schadlos halten, dabei kam für jeden nicht viel heraus.

So kam es, daß Heinrich mit seiner Familie, wörtlich genommen, auf der Straße gestanden hätte, wenn sein Vater ihm nicht die Kolonie übergeben hätte. Aber beharrlich weigerte sich dieser, sie auf seinen Sohn überschreiben zu lassen, er wollte es nur auf den Namen seiner Schwiegertochter und deren Kinder tun. Erst auf Bitten dieser Schwiegertochter verstand er sich dazu, da Heinrich drohte, seine Familie zu verlassen. Es schien, als ob Heinrich seine Abneigung gegen Koloniewirtschaft überwunden habe. Die ersten Jahre ging es leidlich, wenn auch der alte Brandt über viele Anordnungen seine Bedenken äußerte. Da fiel von Seiten des Sohnes einmal das Wort, der Vater habe ihm den Besitz übergeben. Er sei der Herr und trage die Verantwortung. Seitdem hielt sich der alte Brandt zurück, kümmerte sich um seine Bienen, hielt Wagen, Geschrir und Zäune in Ordnung. Sein ganzes Leben war harte Arbeit gewesen, er ertrug es nicht, auch eine Stunde müßig zu sein. Eine Überraschung war für ihn seine Schwiegertochter, die Emma, gewesen. Seine geheimen Befürchtungen, ob sie sich den Anforderungen, die eine Koloniewirtschaft an die Frau stellt, auch gewachsen zeigen würde, erwiesen sich als grundlos. Vom Morgengrauen bis in die Nacht war sie im Haus und in den Ställen tätig. War das Abendbrot gegessen, die Kinder zu Bett, dann saß sie noch lange bei der Lampe und flickte oder nähte Kinderkleider zusammen. Vieles, was zum Arbeitsbereich des Mannes gehörte, fiel ihr zu. Heinrich war meist, oft tagelang, geschäftshalber abwesend. Welcher Art diese Geschäfte waren, darüber ließ er sich nicht aus. Hin und wieder gab er zu verstehen, daß sich das Geld leichter verdienen lasse, als mit dieser Schinderei auf der Kolonie, man müsse nur die Nase haben, solche

Geschäfte aufzuspüren. In einem Jahre verdiene man dann das Doppelte, als wenn man sich zehn Jahre auf der Kolonie abgeplackt hätte. Interesse für die Wirtschaft zeigte er nur dann, wenn die Produkte zu verkaufen waren. Aber Geld von den Verkäufen kam nicht ins Haus, es war schon viel, wenn er einige Stücke Stoff für die Kleidung mitbrachte. Was sonst gebraucht wurde, schrieb der Vendist an. Aber in letzter Zeit zeigte sich dieser mit dem Anschreiben sehr zurückhaltend, bis dann eines Tages die zur Venda gesandten Kinder ohne die gewünschten Waren zurückkamen. Der Vater solle selber kommen, oder sie sollten einen Zettel vom Großvater mitbringen, worin dieser gutsage.

Heinrich Brandt war in diesen Tagen wieder abwesend. Seine Frau konnte sich die Weigerung des Vendisten nicht erklären. Sie überschlug die im Laufe des Jahres gelieferten Produkte und die Warenentnahmen in der Venda. Nach ihrer Berechnung mußten sie beim Vendisten ein beträchtliches Guthaben stehen haben. Da Salz und Petroleum dringend gebraucht wurde, wandte sie sich an ihren Schwiegervater. Der hörte sie nachdenklich an, ging zu seiner Truhe und händigte ihr wortlos einen Hundertmilreisschein aus. Bei seinen Honig- und Wachsverkäufen ließ er sich stets das Geld auszahlen. Es war immer sein Grundsatz gewesen, nur gegen bar zu kaufen und zu verkaufen. Es taugt nichts, wenn sich ein Kolonist mit vielem Anschreiben und Abrechnen befassen mußte, war seine Meinung. Sein Sohn nannte das altmodisch.

Als seine Frau ihm von der Weigerung des Vendisten erzählte, hatte Heinrich nur die Antwort: "Der Kerl ist verrückt! Was dem einfällt! Ich werde ihm mal gehörig Bescheid sagen." Damit schien die Sache abgetan. Am anderen Morgen schulterte er seine Flinte, piff den Hunden und ging jagen. Kopfschüttelnd sah ihm der alte Brandt nach. Draußen in der Roça lagen die Bohnen gerupft, mußten ausgeritten werden, ehe das Wetter umschlug. Fridolin, der Fünfzehnjährige, hatte schon den Wagen angeschirrt. Die Mutter hatte die schulpflichtigen Kinder zu Hause behalten, damit sie bei der Ernte halfen. So schulterte der Alte auch die Gabel, um ihnen zu helfen.

Diesmal ritt Heinrichs Frau selbst zur Venda, um die Bohnen zu verkaufen und sich Aufklärung zu verschaffen. Aufgeregt kam sie am Nachmittag zurück. Eiligst sattelte sie ihr Pferd ab und brachte es ins Potreiro. Dann stürzte sie an den Anbau, in dem ihr Schwiegervater wohnte. Der war dabei, Kunstwaben zu pressen. Auf dem Boden saßen die drei Jüngsten und taten sich an einer Dickwabe gütlich.

Mit einem wirren Blick betrachtete die Frau ihre Kinder, setzte sich auf den Hauklotz und schlug die Hände vors Gesicht. "Großvater, jetzt ist's genug. Jetzt kann ich nicht mehr. Wenn die drei nicht wären, dann wüßte ich, was ich täte."

Der Alte setzte den Topf mit dem heißen Honig wieder fort. Was war nur in die Emma gefahren? Noch nie hatte er seine Schwiegertochter in einer solchen Aufregung gesehen. "Lene, nehmt euren Teller und setzt euch draußen hin."

Scheu verließen die Kinder den Raum. "Nun, sei mal vernünftig, Emma, und erzähl in Ruhe, was eigentlich los ist."

"In Ruhe, Großvater,Kann ich da noch ruhig bleiben, wenn ich weiß, daß wir in kurzem von der Kolonie herunter müssen."

Der Alte schüttelte den Kopf, das verstand er nicht. "Von der Kolonie herunter. Wer kann das machen?"

"Der Heinrich hat uns wieder soweit gebracht.....Wir sind soweit, wie damals, als er.....als die Venda abbrannte, ueberall hat er Schulden. Das sind seine Geschäfte, die sie ihm einbringen." Sie lachte wild auf. "Hörst du, Großvater, seine Geschäfte, mit denen er so viel verdienen will.....Nichts als Schulden haben sie ihm eingebracht. Der Schwarzer hat mir sein Konto gezeigt, mit über fünf Contos stehen wir darin. Und wenn ich denke, wieviel wir die Jahre an Produkten geliefert haben, so müßten wir ebensoviel

gut haben. Contowaise hat sich Heinrich das Geld auszahlen lassen. Wo ist es hin? Alles bei den Geschäften verloren, in die er sich eingelassen hat. Und dann hängt er noch bei vielen anderen fest. Jetzt drängen die Leute und wollen ihr Geld sehen. Er hat ihnen versprochen, die Kolonie zu verkaufen und sie zu bezahlen.”

“Und was dann.....” fragte der Alte tonlos.

Seine Schwiegertochter zuckte hilflos die Schultern. “Weiß ichs? Wahrscheinlich auf das Regierungsland, wo sich die alle hinsetzen, die kein Land mehr besitzen. Soweit ist es nun mit uns gekommen. Darum haben wir Jahr für Jahr gearbeitet, um bettelarm fortgehen zu müssen. Wenn nur die Kinder nicht wären....”

Der alte Mann legte seine Rechte auf die Schulter seiner Schwiegertochter, deren Körper sich im lautlosen Weinen schüttelte. “Nun, beruhige dich doch, Emma. So schlimm wird es schon nicht werden. Damals, als ich die Kolonie abgab, habe ich mich nicht bis aufs Hemd ausgezogen. Das soll man erst dann tun, wenn man sich zum Sterben niederlegt. Heute siehst du wohl ein, wie recht ich damals hatte, als ich die Kolonie auf dich und die Kinder überschreiben lassen wollte.....Ich habe noch Geld ausgeliehen und dort,” er wies auf die Truhe, “liegt auch noch etwas, um dir und den Kindern zu helfen.”

“Laß das den Heinrich nicht wissen. Der bringt es fertig und stiehlt es dir noch nachts.”

“Emma....” Die Stimme des Alten klang streng und verweisend. “Schweig.”

“Großvater, ich kenne ihn besser als du. Damals der Brand.....”

“Schweig, Emma. Ich weiß alles, will nichts davon hören.” Der Alte schloß die Truhe auf. Vorsichtig legte er das oben aufliegende, geladene Terzerol beiseite und holte aus der Tiefe eine mit Bindfaden umschnürte Blechschachtel hervor. “Nimm das an dich. Versteck es an einer sicheren Stelle. Ich weiß, bei dir ist es gut aufgehoben.”

Zögernd nahm die Frau die Schachtel an sich. “Willst du es nicht erst nachzählen?”

“Nicht nötig, Emma. Es liegt ein Zettel dabei. Ich habe immer darauf geschrieben, was ich hineintat und wieder herausgenommen habe. Es war sowieso mal für die Kinder bestimmt.”

Seit Jahren hatte sich der alte Brandt nicht mehr auf dem Stadtplatz sehen lassen. Sein Erscheinen in der Vanda von Schwarzer erregte einiges Aufsehen. Er zeigte aber keine Neigung, sich mit den Anwesenden in eine Unterhaltung einzulassen. Wortkarg gab er auf die Fragen kurze Antworten. Sobald Schwarzer kam, verschwand er mit diesem in dem Anschlag, der eine Art Büro vorstellte. Am Nachmittag sah man ihn noch in einigen anderen Häusern vorsprechen, seinen Schimmel besteigen und wieder nach Hause reiten. Seine Schwiegertochter hatte nicht übertrieben. Wenn er alles, was er noch besaß, hergab, dann würde es vielleicht möglich sein, die Kolonie zu halten. Aber was war damit gewonnen? In kurzer Zeit würden neue Schulden da sein und dann war es für immer vorbei. Daß sein Sohn sich ändern würde, daran glaubte er nicht. Ihn entmündigen zu lassen und jedes Verfügungsrecht entziehen....? Auf dem Stadtplatz wurde offen davon gesprochen, daß, wenn Heinrich die Kolonie nicht verkaufe, die Gläubiger sie ihm nehmen würden. Sie hatten sich schon zu diesem Zweck zusammengeschlossen und sich an einen Advokaten gewandt. Eine Hilflosigkeit überfiel den alten Mann, er war nahe daran zu weinen. Aber seine Augen blieben trocken, nur ein krampfhaftes Zucken überflog den bartlosen Mund. Er grübelte, dachte an die Enkelkinder, die vielleicht schon in wenigen Wochen kein Heim mehr besitzen würden, das Heim, das er vor einem Menschenalter dem Wald abgerungen und durch alle Fährnisse des Lebens treulich hindurchgeführt hatte. Da gab es nur einen Weg. Sein Sohn mußte fort, irgendwohin verschwinden und nie wieder auftauchen. Dann würden seine Gläubiger schon mit sich reden lassen und zu einem Abkommen bereit sein, damit

den Enkeln der Besitz erhalten blieb. Sein Entschluß stand fest. Er würde seinen Sohn zwingen, zu verschwinden. Er besaß ein Mittel dafür, davon würde er, wenn es nicht anders ging, Gebrauch machen.

Sie saßen schon beim Abendbrot, als der alte Brandt die Stube betrat. Sein Sohn war nicht da; er sei nach dem Mittagessen zur Brennerei gegangen, sagte die Schwiegertochter. Der Alte nickte stumm, der Stadtplatz, die Jagd und die Brennerei, an diesen war die Kolonie zugrunde gegangen. Es würgte in ihm, kaum daß er einige Bissen zu sich nehmen konnte. "Wenn er kommt, sag ihm, daß ich ihn sprechen muß. Hörst du, Emma, sprechen muß."

Mit schleppenden Schritten verließ er die Stube. Er war das Reiten nicht mehr gewohnt und fühlte sich wie zerschlagen. Wie immer abends, griff er nach der Bibel und las darin. Aber heute tanzten die Buchstaben vor seinen Augen, er vermochte nicht zu lesen. Er schloß das Buch wieder, legte die gefalteten Hände darüber und betrachtete das Bild, das an der Wand hing. Es war eine verblaßte Photographie, ein Familienbild, auf dem Heinrich in den ersten langen Hosen neben ihm stand. Und nun wollte er ihn für immer aus der Familie ausstoßen. Unsichere, polternde Schritte wurden auf dem Gang hörbar, mit einem Ruck wurde die Türe geöffnet, sein Sohn betrat die Stube. Glasige Augen in einem geröteten Gesicht, wirr hingen ihm die Haare in die Stirn. Unsicher steuerte er auf die an der Wand stehende Bank zu, auf der er sich schwerfällig niederließ. "Emma sagt mir, du müßtest mich sprechen. Machs kurz, ich möchte zu Bett. Habe da beim Brenner ein wenig Geburtstag mitfeiern müssen." Ueberstürzt kamen die Worte ab, um es einigemale zu wiederholen.

Mit einem kalten, verächtlichen Blicke musterte der alte Brandt seinen Sohn. "Dann wird es besser sein, wir sprechen morgen darüber. Morgen weisst du sonst kein Wort davon, was wir besprochen haben."

"Morgen habe ich auf dem Stadtplatz zu tun. Geschäfte."

"Geschäfte..." Der alte Brandt stand auf und trat dicht vor seinen Sohn hin. "Geschäfte, wohl die Kolonie verkaufen? Mach dir keine Mühe damit. Emma gibt ihre Unterschrift nicht, und ohne sie ist der Kaufvertrag nicht gültig. Damit du es weißt."

"Wer hat dir das gesagt," fuhr Heinrich aus seiner schläfrigen Haltung auf.

"Der Schreiber auf dem Stadtplatz."

"Was hast du dich um meine Geschäfte zu kümmern?"

"Um die bekümmere ich mich nicht. Nur, das sage ich dir, die Kolonie verkaufst du nicht."

"Dann werden wir eben herunter gesetzt. Wenn du meinst, dass dieses besser ist, meinetwegen. Ich dachte, durch einen Verkauf ließen sich noch einige Contos übrig halten. Außerdem bezahlt man eben nicht alle Schulden." Lauernd fügte er hinzu: "Du hast noch genug Geld ausgeliehen, könntest ja helfen, da bliebe uns die Kolonie..."

"Dir noch einmal helfen, niemals! Dir helfen, dem nicht mehr zu helfen ist!" Schneidend fielen diese Worte, wie Keulenschläge trafen sie den Mann, der plötzlich aus seiner Trunkenheit herausgerissen wurde. Er versuchte sich zu verteidigen, aber die Stimme des alten Mannes übertönte wie Donnerschläge seine schwächlichen Ausreden. Sein Leben hielt er ihm vor, schonungslos, sein verpfushtes Leben, mit dem er seine Familie ins Unglück gebracht habe. Wieder einmal sei es so weit, daß sie kein Dach über dem Kopf habe, alles nur durch seine Schuld. "Und das sage ich dir, morgen verläßt du die Kolonie und betrittst sie niemals wieder."

"Den möchte ich sehen, der mich dazu zwingt."

"Ich zwinge dich dazu, damit deinen Kindern das Heim erhalten bleibt."

“Das ist nett von dir, wenn du das tun willst. Also dann wirst du die Schulden bezahlen. Aber damit bekommst du mich nicht fort.”

“Du wirst gehen....” Wie ein Befehl klangen diese Worte. “Hier ist kein Platz mehr für dich. Deine Frau schließt sich vor dir ein, deine Kinder verstecken sich vor dir, wenn sie dich kommen sehen. Weil du sie in die Welt gesetzt hast, glaubst du Vaterrechte über sie zu haben. Du bist es nicht, der ihnen das Brot zum Leben gibt. Und wie ich dich zwingen wirst gleich sehen.” Er holte aus seiner Truhe ein Papier, trat dicht an die kleine Lampe heran und las mit eintöniger Stimme vor: “Ich, der unterzeichnete Jakob Mühlberg, bescheinige hiermit, von Martin Brandt die Summe von einem Conto de Reis erhalten zu haben und verpflichte mich, keine Aussage über die von seinem Sohn Heinrich Brandt verübte Brandstiftung zu machen. Dies beschwöre ich bei Gott. Jakob Mühlberg.”

Mühlberg war Heinrichs Fuhrmann gewesen. Zwei Jahre nach dem Brande war er an den alten Brandt herangetreten und hatte von diesem das Schweigegeld erpreßt.

“Was soll der Wisch....” höhnte Heinrich. “Glaubst du, dass du damit beweisen kannst, daß ich....”

“Er wird reden, wenn ich ihn dazu auffordere. Sonst zeige ich ihn wegen Erpreßung an,” sagte der Alte mit einer Ruhe, die im vollen Gegensatz zu der Erregung stand, die sich seines Sohnes bemächtigt hatte.

“Und ich werde behaupten, dass du ihn gekauft hast, um gegen mich auszusagen.”

“Ob du damit durchkommen wirst, wenn deine Frau ihre Aussage nicht verweigert, sondern aussagt?”

Mit einem Aufbrüllen sprang Heinrich auf. Mit geballten Fäusten trat er auf seinen Vater zu, so daß dieser langsam an die Wand zurückwich.

“So steht die Sache. Ihr beiden habt euch beredet, mich hier fortzubringen. Aber ehe euch das gelingt, brenne ich erst noch alles hier ab. Dann könnt ihr sehen, wo ihr unterkriecht.” Immer mehr redete er sich in eine Wut hinein, die sich in gellenden Auflachen und wilden Verwünschungen Luft machte.

Eiskalt lief es dem alten Brandt über den Rücken. Dieser tobsüchtige Mensch, mit den brutal verzerrten Zügen war sein Kind. Jetzt sprang er im Raum herum, um nach einem Gegenstand zu suchen, mit dem er dreinschlagen konnte. In der Hand des Alten befand sich plötzlich das Terzerol, unwillkürlich spannten die Finger den Hahn.

Der Sohn hatte die Axt in den Händen. “Heute Nacht noch setze ich euch den roten Hahn aufs Dach. Will sehen, wer mich daran hindert...”

“Du steckst kein Haus mehr an.” Hohl, geisterhaft klang die Stimme des alten Brandt, dann krachte ein Schuß. Als sich der Pulverdampf verzog, wand sich auf dem Boden ein Körper in den letzten Zuckungen. Langsam tastete sich der Alte an dem Tisch entlang, die Beine trugen ihn nicht mehr. Schwer ließ er sich auf den Schemel fallen. Er war zum Mörder seines Sohnes geworden.

Die Türe wurde aufgerissen. “Großvater!” gellte ein Schrei durch den Raum. Seine Schwiegertochter. Der Alte richtete sich mühsam aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf. “Emma, schick den Fridolin zum Komissar. Ich habe den Heinrich erschossen. Er drohte, heute nacht noch alles anzuzünden....”

Furchtsam näherte sich die Frau der Leiche ihres Mannes. Er war tot, mitten in die Stirn hatte ihn die Kugel getroffen. “Komm, Großvater, hier kannst du nicht bleiben.” Sie versuchte ihn aus dem Raum zu ziehen, aber er machte sich frei. “Ich darf nicht hier fort. Ich muß bleiben, bis sie kommen.”

Es vergingen über zwei Stunden, bis der von Fridolin geholte Komissar eintraf. Er brachte gleich zwei Nachbarn als Zeugen mit. Alle drei langjährige Bekannte von Brandt.

“War doch ein Zufall, daß du den Heinrich erschossen hast?”

“Nein, Wilhelm, ich habe ihn mit Willen erschossen. Du wirst mich schon “preso” nehmen müssen.”

“Aber warum denn? Habt ihr Streit miteinander gehabt, Martin?”

“Streit auch... Dann drohte er, heute nacht noch alles hier abzubrennen.”

Die drei Männer sahen sich gegenseitig an und nickten verständnisvoll. “Na, wenn das so war, dann war es eben Notwehr. Das mag morgen der Delegado entscheiden. Hier können wir heute weiter nichts tun. Komm, Martin, wir schließen hier zu. Hier kannst du nicht bleiben.”

Am anderen Morgen kam der Delegado mit dem Schreiber und nahm den Tatbestand auf. Er gab die Leiche zur Beerdigung frei. Er sah davon ab, den alten Brandt zu verhaften, umso mehr, als kein Fluchtverdacht bestand. Eine Woche später erhielt Brandt die Vorladung, sich in der Komarkvilla dem Richter zur Vernehmung zu stellen. Von seiner Schwiegertochter begleitet reiste er hin. Der Staatsanwalt und der Richter kamen nach eingehender Vernehmung überein, von der Erhebung einer Anklage wegen Totschlages abzusehen, da sie Tötung aus Notwehr als gegeben ansahen.

Mit allem, was er noch besaß, befriedigte Brandt die Gläubiger. Viele setzten ihre Forderungen freiwillig herab, da es mit dem rechtlichen Zustandekommen derselben nicht zum Besten aussah. Wie früher arbeitete jetzt der alte Brandt, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, in der Wirtschaft mit. Er hat nur den einen Wunsch, solange noch zu leben, bis der Fridolin die Wirtschaft übernehmen kann. Manchmal in einer stillen Stunde fragt er sich, wer das Opfer hat bringen müssen, damit der Besitz der Familie erhalten blieb. Sein Sohn, der darum starb, oder er, der das Leben wie eine schwere, drückende Kette trägt? Er vermag keine Antwort darauf zu finden.

Fonte: *Kalender für die deutschen in Brasilien* (Rotermund-Kalender), São Leopoldo, Rotermund Verlag, 1941, p. 65-73.

Texto transcrito do gótico.

Transcrição revista por Rainer Domschke.